Die ersten Nebel.

Von Dick May.

Die Thür schloß sich vorsichtig. Der Vorhang fiel geräuschlos hinter Cecile, der Kammerfrau, nieder.

Die Gräfin von Rozar seufzte und öffnete verzweifelt ihre großen Augen. Ihr schöner, brünetter, etwas blasser Kopf fiel kraftlos in die schimmernde Seide der Kissen, und Cecile sprach sehr leise. Mit leisen Schritten war sie an das Kopfende der Chaiselongue getreten: „Der Herr Graf bittet die Frau Gräfin, nicht mit dem Frühstück auf ihn zu warten. Der Herr Graf frühstückt nicht. Der gnädige Herr sind leidend."

„Ah!" murmelte die Gräfin.

Sie blieb einen Augenblick in Nachdenken versunken; dann antwortete sie auf die Mittheilung: „Ich frühstücke auch nicht. Lassen Sie dem Herrn Grafen sagen, ich bedaure, nicht selbst kommen zu können. Ich bin ebenfalls leidend."

Sie versuchte noch hinzuzufügen: „Diese ersten Nebel —", aber die Stimme erstarb in der Bemühung des Sprechens. Sie wies mit einer Bewegung das Mitgefühl und die Dienste Ceciles zurück, und ohne es zu wollen, sank sie im Halbschlummer auf die weichen Kissen zurück.

* * *

„Der Herr Graf möchte sich nach dem Befinden der Frau Gräfin erkundigen!"

Die Gräfin öffnete wieder die Augen, ihre schönen, warmen, kühn geschlitzten, prächtigen, schwarzen Augen, deren Blick ins Weite verloren schien. Einen Augenblick vielleicht erschrak sie und fuhr aus dem Traum auf. Dann aber beruhigte sie sich und sank wieder in die seidenen Kissen zurück.

Geräumig wie eine Wohnung, hoch wie ein Kirchenschiff, vereinte das Zimmer Würde und Größe mit der Dekoration eines Serails. Die Wände waren mit persischen Teppichen behangen; die niedrigen Sessel schwammen in der wohligen Weichheit des Plüschs; und bis zum Kamin erblickte man unter dem rothen Licht der Lampenflamme glatte, schmiegsame Mosaiks auf blauem Grund mit verwickelten, feinen, bald kindlichen, bald reizenden Spielen.

Das Bett, das auf einer Erhöhung stand, zeigte eine gewisse Majestät unter einem Baldachin, dessen Lambrequins, von der Wucht der an den Enden befestigten Passementerien beschwert, müde herniederhingen.

Hinter dem Kamin, in einer Art Wintergarten, in dem sich das Blattwerk mit Seide mischte, unter dem winterlichen Licht, das die elfenbeinfarbenen Stores dämpfen, warf ein Stehspiegel Bilder, eine Chaiselongue, einen ernsten Kopf und unter darüber geworfenen Stoffen die Neigung einer sich langsam bewegenden Linie zurück, in der man mehr einen Körper errieth, als daß man ihn sah.

Die Gräfin schien bei der Entdeckung dieser Bilder neues Leben zu gewinnen und sagte: „Ich werde ihn empfangen."

Die gebrochene Stimme verrieth ein dumpfes Martyrium. Der Spiegel verrieth die mühsame Anstrengung des Sprechens.

Eine weiche Hand strich mit langsamer Liebkosung über das schwarze Haar. Eine matte Seide knisterte auf dem mit Zobel besetzten Morgenkleid. Weiße, schlanke, spitze Finger fuhren schläfrig über die Falten des dunklen Purpurs und strichen sie glatt.

„Sagen Sie dem Herrn Grafen," fuhr sie fort, „daß ich ihn im Morgenkleid empfangen werde."

Sie drückte sich mit einer gewissen Muthlosigkeit aus. Cecile beruhigte ihre Herrin. Sie hatte ihre Botschaft noch zu vervollständigen.

„Der Herr Graf bittet ebenfalls um die Erlaubniß, im Neglige erscheinen zu dürfen. Der Herr hat nicht die Kraft, sich anzukleiden."

Die Gräfin stieß einen neuen Seufzer aus; man wußte nicht, ob sie Mitleid mit der Lage des Grafen hatte oder ob dieser Seufzer ihrem eigenen Elend galt.

* * *

Vom Kopf bis zu den Füßen in weißen Flanell eingehüllt, hielt der Graf van Rozar die englische Mütze in der Hand, als er bei seiner Frau eintrat.

Er war ein Mann von mittlerer Gestalt, noch schlank, noch blond, mit spärlichen Haaren und feinen Zügen; die Augen waren weder groß noch ausdrucksvoll, und der Kopf erschien noch blasser, wenn er sich von einer dunklen Krawatte abhob. Der Mann war sehr elegant.

„Ich danke Ihnen —" begann er. Die Stimme klang weich. Der Graf mußte ich unterbrechen.

Dann sammelte er seine Kräfte, um zu bemerken: „Verzeihung. Ich werde Sie gleich um einen Stuhl bitten müssen."

„Ein wenig Thee," schlug sie mit fast ersterbender Stimme vor. „Da, zwischen Ihnen und mir, auf dem kleinen Tisch, steht ein Tablett. Ach, mein Herr, wie ungeschickt Sie sind!"

„Ich danke Ihnen," sagte er und setzte, als die Tasse gefüllt war, die persische Theekanne zurück, die er mit Mühe hochgehoben, „darf ich Ihnen eingießen, Madame?"

„Danke," murmelte sie mit blassem Lächeln, „ich kann nichts genießen, ich ...." Indessen besann sie sich eines andern und bemerkte: „Aber dabei gehen wohl oder übel immer ein paar Minuten vorüber —"

„Das ist richtig," seufzte er mit resignierter Zustimmung.

Sie sprachen leise, wie im Todeskampf, und jeder hatte die größte Rücksicht für sein eigenes Leiden.

„Sie langweilen sich auch?" Sie sprach aufs Gerathewohl, um etwas zu sagen; denn sie fühlte die unklare Verpflichtung, die die Gastfreundschaft gebietet. „Seit wann haben Sie Ihr Leiden?" fuhr sie mit matter Freundlichkeit fort.

„Seit gestern Nachmittag. Eine rheumatische Neuralgie, sagte der Doktor." Und etwas hastig fügte er hinzu: „Ich weiß nicht, wo ich sie mir zugezogen habe."

„Ich," meinte sie, „habe es erst seit heute morgen; doch es ist genug, um mich zu todten, die Grippe greift die Nerven an. Sie wissen, wie nervös ich bin."

Der Graf verneigte sich; sein ganzes Wesen drückte von neuem eine Zustimmung aus, in die sich ein gewisses Bedauern mischte.

Die Gräfin erhielt die Unterhaltung aufrecht, indem sie fortfuhr: „Also gestern Abend? ... Ich dachte, Sie dinirten im Klub? Warum haben Sie es mir nicht sagen lassen?... Ich hätte Sie aufgesucht."

„Sie sind sehr gütig, doch ich hätte es mir nicht erlaubt. Es war ja gestern Ihr Operntag?"

„Unglücklicherweise. Das Haus war schlecht besucht. Sie begreifen, diese ersten Nebel. Jedem fehlt etwas. Es hat auch auf mich gewirkt."

„Sie haben sich also jedenfalls erkältet?"

Sie erhob sich, um ihn prüfend zu betrachten: „Sie halten mich nicht für ernsthaft krank?"

Der Graf verneigte sich und versetzte galant: „Man glaubt, was man wünscht."

* * *

Da die Unterhaltung einzuschlafen schien, so fuhr der Graf, sich aufraffend, in höflichem Tone fort, während er einen Blick nachlässigen und neugierigen Interesses umherschweifen ließ: „Sie haben das Zimmer verändert?"

„Ich habe nichts angerührt."

Der Graf zögerte. Er schien ungewiß und suchte vielleicht eine versteckte Absicht in der Ruhe seiner Frau; man hätte glauben können, er denke nach und suche nach einer Phrase. Die Gräfin kam ihm zuvor, indem sie sagte: „Die Sache ist eben ganz vergessen; Sie haben sich sehr viel Zeit gelassen, das Zimmer wiederzusehen."

„Gestatten Sie," unterbrach er etwas lebhaft, „Sie drückten Ihre Neigung, mich nicht hier zu sehen, so deutlich aus —"

Sie unterbrach ebenfalls mit einiger Lebhaftigkeit: „Sie übertreiben.... Sie thaten das ... Es giebt Tage, wo man im Gegentheil an einer größeren Vertraulichkeit Gefallen finden würde ... trübe, graue Tage."

„Nicht wahr?" fuhr er interessirt fort, „bei jenen dummen Zuständen, bei denen man nicht genug leidet, um davon ganz in Anspruch genommen zu werden und die einen doch so blöd, so stumpfsinnig machen."

„Sie haben das empfunden?" fragte sie. „Das wollten Sie doch sagen? Man hat den Wunsch, jemand zu sehen, dessen Intelligenz und Erziehung mit der unsrigen auf gleicher Stufe steht, zu dem man sagen kann: „Ich weiß nicht, was mir heute ist, ich fühle mich nicht wohl"."

„Das ist's, meine Liebe. Jemanden, der einem nicht mit seiner eintönigen, gleichgiltigen Stimme antwortet — Sie wissen doch, solcher Vorzimmerstimme: „Der Thee des gnädigen Herrn"!"

„Uebrigens, Thee, nehmen Sie noch welchen, mein Freund?"

„Ich würde welchen nehmen, aber der Ihrige ist kalt. Ich werde Ihnen andern geben."

* * *

Die Gräfin hatte etwas vergessen. Sie rief Cecile, die das Tablett fortrug, zurück.

„Bringen Sie mir auch ein Fläschchen Rum und Cognat! Lassen Sie auch einen Teller mit trockenen Biscuits hierherstellen!" Dann fragte sie unruhig: „Das kann doch nicht schaden?"

„Aber ich denke, im Gegentheil."

Der Graf fuhr fort: „Also Sie kennen sie auch, Armande, diese intimen, zähen Nebel? Diese grauen Tage, an denen man das Bedürfniß nach einer Gesellschaft, einer befreundeten Unterhaltung in seiner Häuslichkeit empfindet — einem Bedürfniß, das bis in's Herz geht?"

„Bis in's Herz?" wiederholte die Gräfin. Sie unterdrückte ein Lächeln. „Mein armer Freund!" fuhr sie fort, „Sie müssen Rheumatismus haben... Ja?... Ist's so?... Sie Aermster! Warum ließen Sie mich nicht rufen?"

„Sie sind wirklich zu gütig. Ich würde nicht wagen, Ihre Liebenswürdigkeit zu mißbrauchen. Doch Sie, Armande... ich wäre glücklich, wenn Sie glauben wollten—" Er hielt inne.

Sie lächelte offen, und und zartes Lächeln huschte über ihre rothen Lippen. „Zu liebenswürdig!" sagte sie, „doch wie sollte ich Sie — fangen?"

„Nun, wir haben doch Telephon—"

„Die Verbindung ließe sich nicht herstellen!... Regen Sie sich doch nicht auf! Das Uebel ist ja nicht so groß! Wovon sollten wir auch plaudern? Was hätten wir uns zu sagen? Die Stoffe erschöpfen sich, wenn man oft zusammen dinirt. Das Interesse erneut sich nicht."

„Sie verleumden sich, meine Theure. Ich habe, im Gegentheil, die unerschöpflichen Quellen Ihrer Unterhaltung bewundern können. Warum lachen Sie?... Dabei ist nichts Komisches. Und außerdem ist es auch nicht nöthig, immer zu plaudern."

„Also?"

„Nun, es giebt viele Arten, sich zu zerstreuen, Armande, wenn man zu zweien ist."

„Glauben Sie?" fragte sie. „Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel kann man musiziren."

„O!" rief sie erschreckt, „Zimmermusik! Wenn Sie noch Takt hätten oder Stimme! Erfinden Sie etwas anderes!"

„Lektüre?"

„Edmond, Sie sind reizend. Also Lamartine zu zweien, wollen Sie?"

„Nun, meine Liebe, ich hatte mir schon immer vorgenommen, einmal Lamartine zu lesen... Was Sie für ein hübsches Lachen haben, Armande! Und Ihre Zähne? Tadellos? Keine Emaille? Nicht ein ganz kleines, armseliges Stückchen Gold?"

„Nichts. Und weiter?"

„Weiter?... Wissen Sie, daß Sie mich in Verwirrung bringen, meine Theure? Alle möglichen hübschen Bosheiten funkeln in Ihren Augen. Dann —nun— dann giebt's noch die Karten!"

„Ach, Edmond, das erwartete ich!" rief sie triumphirend, „das sieht Ihnen ähnlich! Aber machen Sie sich keine Illusionen, ich spiele nicht besonders..."

Er ermuthigte sie: „Versuchen Sie's nur!... Intelligent, wie Sie sind! Nun, Armande, Sie können schon immer ein Bezique machen, ein ganz einfaches, armseliges Bezique, wie es unsere Vorfahren spielten. Sie hatten eine Großmutter, die —"

„Ja," sagte sie träumerisch, „ich hatte eine Großmutter, die..." Dann fügte sie hinzu: „Wollen wir's versuchen?"

* * *

„Pah!" sagte der Graf, seine Karten bescheiden hinlegend, „geben Sie sich nicht erst die Mühe, nachzusehen! Es lohnt nicht der Mühe. Vier Buben," erklärte er dann als korrekter Spieler.

Von diesem Tage an spielten der Graf und die Gräfin sehr häufig ihre kleine Partie. Am nächsten Opernabend erschien er in ihrer Loge, und am folgenden Renntage fuhr sie mit ihm nach Longchamps.

Die ersten Nebel — des Lebens — hatten sie wieder zu einander geführt.

Welchen hatte er lieber?

Von Maria Janitschek.

Früher mußte man in Kähnen über den Achen-See nach der Pertisau fahren. Da dachte eines Tages der Prälat — der See ist im Besitz des Benediktiner-Stiftes Ficht —, wenn, dachte er, anstatt der Kähne ein kleiner Dampfer führe, würde sich die Zahl der Besucher steigern, und das gäbe eine vergrößerte Einnahme für's Kloster. Und er ließ den Bau eines kleinen, schmucken Dampfers in Angriff nehmen. Er wußte bereits, wie er ihn taufen würde, wie viele Personen er fassen würde, wie viel jede Fahrkarte kosten sollte. Blos eins wußte er noch nicht: woher einen braven Kapitän nehmen.

Eines Tages verließ er das Kloster und ging in Gedanken verloren nach dem Weiler Stans. Zu thun hatte er dort eigentlich nichts, aber er ließ sich zuweilen gern von seinem Instinkt leiten, der ihn oft besser führte als die klügste Ueberlegung. Wie er so sinnend — natürlich dachte er wieder an den leidigen Kapitän — die Korso-Straße von Stans hinabwandelt, kommt ihm der Peter entgegen. Der Peter und sein Bruder Andreas haben zusammen mit noch fünf Brüdern eine Kaltwasser-Anstalt in Stans, wo jährlich viele Hundert Leute und Menschen weilen, um sich so barfüßig wie nur möglich dem Wassersport zu widmen. Der Peter war früher einmal bei der Marine, aber die Sehnsucht nach seinen Bergen zog ihn wieder heim. Und wie er jetzt in seiner sechs Schuh hohen, oder, wie man hier, wo es schuhlos hergeht, sagen muß: in seiner sechs Fuß hohen Länge mit dem bis auf die Brust wallenden Schwarzbart dem Prälaten entgegentritt, geht etwas wie eine herzhafte Freude über das Gesicht des Hochwürdigen. Er merkt, daß er schon die ganze Zeit über an den Peter gedacht hat.

In trockenem, fast barschem Ton wendet er sich zu dem ehrfurchtsvoll den Hut lüftenden:

„Sag', Gärtler, Ihr seid's sieben Brüder, nicht?"

„Jawol, gnädiger Herr!"

„Und alle in kaltem Wasser thätig?"

Ueber Peters Gesicht geht ein Zug der Verlegenheit.

„Ja, gnä Herr, weil — erstens und —"

„Ich weiß wol. Ihr müßt's was verdienen, thätig sein, um einen Lebenserwerb zu haben. Ich kenn' Euch ja. Sieben Mannsleut'! Da gehen alle Tag allein für's Brodbacken ein paar Säck mit Mehl d'rauf. Aber weißt, ich mein', Euere Anstalt thät' nicht zusammenfall'n, wenn Du und Dein nächstfolgender Bruder, der Karl, ihre Versorgung den übrigen fünf überlassen würdet."

„Und was sollten wir zwei denn thun?" fragt Peter, mit leisem Vorwurf die treuherzigen Augen auf den Prälaten richtend.

„Weil Ihr doch ohne Wasser nit leben könnt, und ich zwei Leute auf mein Schiff brauch', den Heizer hab' ich schon, so möcht' ich Euch miethen, wenn Ihr einverstanden seid. Wenn Ihr nicht einverstanden seid —" Der hitzige Herr will etwas hinzusetzen, unterdrückt es aber. Der Peter streckt seine braune Hand aus, die wie die eines jungen gesunden Mädchens aussieht, und zieht des Prälaten feine weiße an seine Lippen.

„I bin scho einverstanden, gnädiger Herr, und der Karl wird a einverstanden sein."

Natürlich war der Karl „a einverstanden", denn die Brüder sind einander sehr zugethan, und was der Eine will, will auch der Andere.

Der Peter verstand von früher her noch manches vom Schiffsdienst. Er wurde nach einem kleinen Examen zum Kapitän ernannt. Sein Bruder sollte Fahrkarten ausgeben. Eines Tages war große Schiffstaufe oben in der Pertisau, und der St. Joseph hielt seine Probefahrt auf dem Achen-See. Nicht seinen geringsten Schmuck bildet der Kapitän, der Peter mit dem langen dunklen Bart und dem treuherzigen Kindergesicht, das so viel Güte und bescheiden verborgene Kraft verrieth. Die Runde über den See dauert bekanntlich dreiviertel Stunden und wurde sechs- bis achtmal im Tage zurückgelegt. Wenn Peter von diesem Hin und Her nicht die Dreh- und Seekrankheit bekam, so ist das ein Beweis für die günstigen Erfolge der Kaltwasserheilanstalt in Stans.

Und er führte in Gesundheit und Freude sein Schiff, neben sich den Bruder, mit dem er im Sommer von den Genüssen des Winters schwelgte, wo sie beide wieder unten bei den Ihrigen weilen und bloßfüßig im Schnee herumspazieren würden.

Es kamen aus Norden und Süden Gäste, die im Fürstenhaus in der Pertiscau Unterkunft suchten.

Und der Peter von seinem erhöhten Standpunkte der Kommandobrücke aus stellte seine stillen Beobachtungen an. Manchmal dachte er beim Anblick dieses oder jenes Fremden, der auf sein Schiff kam: „Dir gönn ich's, daß Du diesen Erdenfleck siehst," manchmal aber, wenn er zwei helle, krumme Stadtknie sah, die sich neugierig zwischen einem kurzen Salontirolerröschen hervordrängten, schüttelte er den Kopf. So was taugte nicht hier herauf.

Und es kamen mehr und mehr Fremde. Der Welt war endlich die Erkenntniß aufgegangen, daß Tirol das schönste Land unter allen Ländern sei.

Der Prälat sah die Schaaren an seinen See pilgern und schwieg. Mit Peter redete er überhaupt selten. Heimlich grämte sich der Peter darüber. Was er wohl gegen ihn haben mochte?

Der Winter daheim bei den Seinigen mußte ihn für die Kränkung entschädigen, von der er übrigens gegen Niemand ein Wort verlauten ließ.

Als im Laufe der Zeit schließlich der Gäste so viele heraufkamen, daß sie oftmals am Ufer abwarten mußten, bis der Joseph seine Rundfahrt beendigt hatte, weil er nicht alle auf einmal fassen konnte, da sagte der Herr Prälat eines Tages: „So jetzt ist's an der Zeit." Er berief eine Versammlung in Ficht zusammen, weltliche und geistliche Herren, und machte ihnen die Nothwendigkeit des Erbauens eines zweiten Dampfers klar. Es wurden so und so viele Tausend oder vielmehr Hunderttausend Gulden bewilligt. Der Joseph sollte einen Bruder erhalten. Auch diesmal streifte der Prälat in Stans umher.

Es waren ja noch vier Gürtler da, einer war indessen gestorben, aber die Vier machten verlegene Gesichter, als sie den Herren Prälaten nachdenklich um ihr Haus kreisen sahen.

Der älteste Bruder hatte noch ein zweites Gasthaus zu seiner Kaltwasseranstalt erworben, und sie alle hatten in der Wirthschaft vollauf zu thun. Schließlich, der Prälat war ein guter Hauswirth, er sah das ein. Er verließ das kleine Stans wieder. Da, mitten in seinem Grübeln und Sinnen fiel ihm Einer ein, dessen er schon lange nicht mehr gedacht, ein ehemaliger Zögling des Stiftes, der ihm sehr ergeben war. Er begann sofort Unterhandlungen mit ihm, und das Ergebniß war, daß Linder, genannt der „sanfte Toni", Kapitän des St. Benedikt wurde.

Der Benedikt, der seine Probefahrt glänzend bestand, war größer als der Joseph, es gingen gegen achthundert Menschen auf ihn, während der Joseph nur fünfhundert faßte. Aber der Kapitän des Benedikt war viel kleiner als der des Joseph. Er hatte etwas Feines, Städtisches an sich und immer ein verbindliches Lächeln um die Lippen.

Wenn der Prälat von Ficht herauftam, um hier nach dem Rechten zu sehen, zog er ihn immer in lange Gespräche.

„Den mag er gern," meinten die Leute.

Daß der Peter mit ihm Brüderschaft trank, versteht sich von selbst. Aber ein wärmeres Freundschaftsverhältniß entwickelte sich nicht zwischen ihnen. Der Peter dachte nämlich in seiner Kinderseele grollend: „Ich bin der Größere und hab's kleinere Schiff, gehört sich so was? Hat er nicht meinen Platz auf dem Joseph einnehmen und ich auf den Benedikt kommen können? Aber — der Herr Prälat war ihm „halt nit grün." Hatte er nicht in der letzten Zeit fast ausschließlich das Wort an Linder gerichtet und ihm selbst nur kurz zugenickt?"

Eines Tages verbreitete sich ein hochwichtiges Gerücht in der Pertisau. Der Linder hatte den Prälaten um die Erlaubniß gebeten, heirathen zu dürfen. Denn eigentlich war es bestimmt, daß die Kapitäne wie überhaupt die ganze Schiffsmannschaft „ledige" Leute sein sollten.

„Der irrt sich," hieß es allenthalben, „so vernarrt der Prälat auch in ihn scheint, und so viel sie auch mit einander schwatzen, das erlaubt er ihm doch nicht."

Eines Abends verließ Kapitän Linder, noch zufriedener als sonst lächelnd, sein Schiff.

Es giebt ein Bild: Mama hat's Tanzen erlaubt! auf dem man junge Mädchen sich glückselig zum Tanz rüsten sieht. Ein so frohes Gesicht wie diese jungen Damen machte der Kapitän Linder.

Der Prälat hat's Heirathen erlaubt!

Die Nanni und Sali und Resi und Peppi und Monika und Urschel und Cordula legten die dicken Finger an die Nasen. „Hat er's wirklich? Na so was! Na so was! War das nicht ein geradezu unerhörter Beweis von seiner großen Zuneigung zum Linder?"

Der Peter trank mehr Wein als sonst. Die, die ihn ihm kredenzte, war ein fesches, liebes Mädel. Ihre Eltern, wohlhabende Bauersleute, hatten sie nicht zum Dienen genöthigt. Aber: „Woaßt scho, ma möcht' halt, so lang' ma jung is, a wengerl was andersch 's sagn." Sie schüttete Peter ihr Herz aus. Er that das Gleiche und blickte dabei in ihre Vergißmeinnichtäuglein.

Und bei diesem gegenseitigen Herzausschütten entdeckte er, daß ihm das sehr viel besser gefiel als sein eigenes. Es war zu nett, das reine Lebzeltenherz mit blauen und grünen und rothen Flinzerln drauf, und der Peter nahm es entzückt in seine braunen Hände und drehte es selig verlegen um und um.

Eines Morgens, als der Prälat in der Pertisau die Messe gelesen hatte, und eben aus dem Kirchlein trat, stellte sich Peter ihm in den Weg.

„Oha!" Der Prälat maß ihn erstaunt. „Was machst denn Du da? Warum bist denn nicht auf Deinem Schiff?"

„Herr Prälat, gnädiger Herr! I thät recht schön — i thät recht schön um die Erlaubniß bitt'n — i —i möcht mi verheirath'n."

„Was?" Der geistliche Herr tritt einen Schritt zurück, und seine Stirn färbt sich höher. Der alte Zillerthaler bricht in ihm los.

„Verheirath'n möchst Di? Du a? Ja was is denn in Enk a'fahr'n, ös saftrisches Mannsvolk, ös? Seid's narrisch word'n? Wer soll' denn sein?"

„'s Hinterlader Tini."

„'s Tinnerl?!!" Der Prälat dreht den Kopf von der linken zur rechten und von der rechten zur linken Seite. „s' Tinnerl! Dös Kalbl, dös unausg'wachsene?" Und dann tritt er ganz nahe an Peter heran und legt seine beiden weißen Hände auf die Schultern des Hünen. Und er sieht ihn an mit dem Blick, mit dem man sein eigenes Herz anschaut.

„Peter. Dir verbiet' i ein- für allemal 's Heirathen, verstanden?"

Die treuherzigen dunkelen Augen des Kapitäns feuchten sich. „Den Toni haben's alleweil lieber g'habt!"

Da sagt der Prälat nur ein Wort, aber er sagt es mit Nachdruck:

„Schafskopf!"

Die Kongoneger und ihr „Mbizi."

Unter dem Namen Mbizi verstehen die Kongoneger alle lebenden Wesen, die ihnen irgendwie zur Nahrung dienen können — man könnte das Wort im Deutschen also durch das Wort Imbiß fast mit denselben Buchstaben wiedergeben—, und wie weit dieser Begriff ist, lehrt, nach der „K. Ztg.", die Erzählung eines belgischen Missionärs im Brüsseler „Mouvement Geographique". Eigentliches Wild in unserem Sinne ist im Kongogebiet ziemlich selten; von größeren Thieren giebt es nur ganz wenige Antilopen, einige Leoparden, ein paar Affen und dann, wenn man sie auch noch dazu rechnen will, Schlangen und Mäuse. Von Geflügel sind grüne Tauben, Perlhühner, Enten und Sperlinge in großen Mengen vorhanden. Ein Genuß eigner Art ist es, die Neger auf die Mäusejagd ziehen zu sehen. 20 bis 30 Menschen thun sich zusammen, die Steinflinte auf der Schulter und begleitet von einigen mageren Hunden, denen sie eine Holzglocke um den Leib gebunden haben, damit deren Klang in dem hohen Grase verfolgt. Während der trockenen Jahreszeit ist die Sache einfacher. Es wird ein großer Platz umstellt und von allen Seiten das trockene Gras darauf angezündet. Die Mäuse, die nicht durch das Feuer zu Grunde gehen, werden massenhaft niedergeschossen. Wenn ein Affe gejagt werden soll, so umstellen sie den Baum, auf dem sie ihn entdeckt haben, schreien aus vollem Halse und schießen von Zeit zu Zeit ihre Flinten ab, bis das geängstigte Thier seinen Schlupfwinkel verläßt und niedergeschlagen werden kann. Das Geschrei ist überhaupt das Wichtigste bei der Negerjagd, auch, wenn es auf Antilopen geht. Der Leopard gilt den Negern nicht als Mbizi, wenigstens jagen sie ihn nicht; treffen sie aber auf eine dieser Katzen, so zögern sie nicht zu schießen, bezahlen diesen Muth allerdings oft genug mit ihrem Leben. Die Schlangen (Nioka) tödten sie mit Stockschlägen, doch werden auch sie am unteren Kongo als Nahrung verschmäht, dagegen werden sie von den Negern am oberen Kongo sehr geschätzt, sie sind mit einem schönen Aalfleisch vergleichbar. Zu den beliebtesten Delikatessen der Kongoneger gehören die Raupen (Nauka), und es entsteht um ihren Besitz nicht selten Streit. Während man sich bei uns freuen würde, wenn ein Nachbar die Raupen von unseren Bäumen holte, so gilt dies am Kongo als Diebstahl. So beklagte sich neulich ein Häuptling im Bezirk Kisantu, daß man ihm von einem Baume seines Dorfes alle Raupen gestohlen hätte, auf deren Gedeihen so große Sorgfalt verwandt worden war. Die Diebe wurden ausfindig gemacht, und da die Raupen noch nicht verzehrt waren, mußten sie sorgfältig auf den Baum zurückgesetzt werden, damit sie dort noch größer und fetter werden könnten, ehe sie der glückliche Besitzer seinem Magen einverleibte. In ähnlicher Werthschätzung stehen die großen Sprungheuschrecken (Mankonko), man fängt sie besonders um die Morgen- oder Abendstunde, wenn der Thau ihre Flügel beschwert und sie nicht klar sehen können. Eines Tages fingen die Kinder der Mission in einer einzigen Stunde nicht weniger als 80 Kilogr. Heuschrecken. Dieser Jagderfolg war für die Eingeborenen geradezu ein Fest, denn nun waren sie für lange Zeit hinaus mit „Mbizi" versorgt. Die Heuschrecken werden getrocknet und können lange Zeit aufbewahrt werden. Auch die kleineren Grillen (Mzenzi) finden ihren Platz auf der Tafel des Negers; sie werden lebend in heiße Asche geworfen und dann mit großem Behagen verzehrt. Zu gewissen Zeiten des Jahres verlassen die großen geflügelten weißen Ameisen (Lunso) die Erde, und dann entspinnt sich ein eifersüchtiger Wettbewerb zwischen den Hühnern und den Negern, sie zur Nahrung einzufangen. Die Negerkinder haben dann immer den ganzen Mund voll und, wenn die Jagd lohnend ist, außerdem auch noch beide Hände, bis auch deren Inhalt in den Mund wandert. Zum Fange von Vögeln benutzen die Neger einen Leim, den sie unmittelbar auf die Baumzweige streichen oder auf besondere Leimruthen. Auch zum Fange von Mäusen werden verschiedene Arten von Fallen benutzt, zuweilen von ebenso sinnreicher als einfacher Einrichtung. Daß noch sonst viele Dinge, von denen der Europäer sich mit Ekel abwenden würde, z. B. die Eingeweide verschiedener Thiere und auch die todten Thiere, für die Kongoneger Mbizi sind, klingt nach dem bereits Gesagten kaum mehr wunderlich.

Rheinfahrt.

Rheinfahrt — schon oft dazu animirt,
Vorjeschwärmt mir seit Jahren —
Letzthin in Mainz endlich ausjeführt:
Dampfschiff nach Köln jefahren ...

Furchtbar enttäuscht! Höchst mäßig Natur:
Weinberge, altes Jemäuer —
Altes Jemäuer un' Weinberge nur —
Ewig dieselbe Leier!

Reiner Mumpitz auch Lorelei:
Märchen aus alten Zeiten —
Steinstück! Un' weiter jar nischt dabei:
Weiß nich', was soll es bedeuten!

Auch Verpflegung auf Schiff: schauderös!
Immer jehört von „Reinheit,
Weine auf Dampfer janz deliciös,
Sett hier zu trinken — Jemeinheit"—

Jar nich' bestätigt! Entschieden Wein
Besser hier unter 'n Linden!
Beefsteak bestellt: janz riesig-klein —
Konnte erst jar nich' finden!

Dann Jewässer! Mir jrün jedacht.
Jar nich! Janz schmutzig-jelbe
Färbung! Von Dichtern jrün jemacht —
Jar nich' viel anders wie Elbe!

Oft auch jehört von „Stimmung auf Deck!"
Irrthum! Janz riesige Oede!
Stille jesessen auf selbem Fleck —
Jubel, Jesang — nich' die Rede!

Hübschen Damen mich retirirt ...
Nach un' nach Kreis erweitert ...
Janz ausschließlich Ich Wort jeführt:
Janze Jesellschaft erheitert!

Alles rein in Entzücken versetzt —
Stimmung sich endlich jefunden ...
Aber als Schiff jelandet zuletzt —
Damen mit einmal verschwunden —
Weiß nich', was Jnädigen kam in Sinn,
Daß nich' 'mal Abschied nahmen? ...
Möglich — zu jeistreich jewesen bin:
Fehler! Schadet bei Damen!

Georg Böttcher.

— Die Postkarte ist die Plaudertasche im Weltverkehr. Der Klatsch wird ihr darum weder Geheimnisse noch Sachen von Werth übergeben. Sie schwatzt alles unverantwortlich aus. Wer sie mit seinem Vertrauen beehrt, ihr im Zorne oder sonstigem Drange der Leidenschaft sein Herz auszuschütten, den faßt sie beim Kragen dafür und schleppt ihn zum Strafrichter hin. Man hüte sich also vor dieser gefährlichen Person, wenn sie die Zuträgereien auch zu billigstem Preise macht.